



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Sünder und wissen nit aus noch ein. Wir glauben oft den besseren Weg zu gehn mit starkem und gerechtem Schritt und tun vielleicht des Leidens mehr an fremdem Blut, als uns dereinst fürs eigene Heil zugut gerechnet wird. — Daß Gott uns helfen und raten möge!“

Soweit hatte Dürer gelesen, da entfiel der Brief seiner zitternden Hand.

Zugleich besann er sich, er trage den Kranz aus wildem Wein noch auf dem Haupte. Er hob ihn leise ab und legte ihn sachte vor sich auf den Tisch.

Da lag er nun, der grünverworrere Bote aus den tollten Stunden weltvergessener Fröhlichkeit.

Da lag er stumm für sich allein und schien nicht anders als ein Totenkränzlein.

Durchs offene Fenster wehte ein Windhauch fernen Gesang herbei. Der Meister lauschte reglos, ob er nochmals wiederkehre.

Er tönte noch einmal leise zitternd zurück.

Und nun zum anderen Mal, wohl kaum noch hörbar.

Hierauf erlosch er wie ein mildes wunderliches Seufzen in weiter Ferne für alle Zeit.

E n d e.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Geschichte

Zum **Gedächtnis Niebuhrs**. 1811 ist der erste Band von Niebuhrs Römischer Geschichte erschienen, 1812 — vor hundert Jahren — der zweite. Das Andenken großer Männer sollte man weniger an den Daten ihres äußeren Lebens wie Geburt und Tod feiern, als an denen, die Marksteine ihres Wirkens bezeichnen. Jene beiden Bände waren epochemachend in der deutschen historischen Literatur und zugleich in der internationalen Erkenntnis der römischen Geschichte. Trotzdem wird man heute dem Nichtfachmann ihre Lektüre nicht mehr empfehlen dürfen, denn inhaltlich sind sie von Mommsen längst überholt. Aber ins Gedächtnis rufen soll man sich worin damals die Bedeutung dieser Bände bestand. Nicht, wie viele Gebildete heute meinen, darin, daß sie die Ungewißheit der älteren römischen

Geschichte, wie sie sich bei Livius findet, erwiesen, das war vor Niebuhr längst geschehen, sondern darin, daß durch sie — wie er selbst sagt — zuerst gezeigt wurde, „weshalb und wie jedes Einzelne erfunden ist“. Dabei irrte er freilich oft, aber er wies doch der späteren Forschung den richtigen Weg. Auch darin war er neu, daß er die Vergangenheit aus der Gegenwart zu erklären bemüht war. Was er in der Jugend von den Zuständen der Bauern in seinem heimischen Ditmarschen kennen gelernt hatte, diente ihm zum Verständnis und zur Erklärung der Zustände des alten Rom, das er als eine rechte Bauernrepublik zuerst erkannt und beschrieben hat. Aber das Wichtigste ist etwas anderes: die beiden ersten Bände seiner römischen Geschichte leiteten „jene gewaltige historische Strömung“ ein, die das neunzehnte Jahr-

hundert im Gegensatz zu der rationalistischen des achtzehnten kennzeichnet. Wie gleichzeitig Jakob Grimm und Bopp in der Sprache, Savigny im Recht, verfolgte Niebuhr in der Geschichte eines Volkes das Werden: „das Leben des Volkes war bei ihm in die Mitte der Betrachtung gerückt, dieses Leben faßte er zuerst als eine Einheit, die sich im Laufe der Jahrhunderte organisch nach bestimmten Gesetzen entwickelt.“ In dieser Auffassung der Geschichte waren in ihm die Erfahrungen der französischen Revolution fruchtbar geworden, Phantasie und Divination beleuchteten ihm den dunklen Pfad über die Trümmerhalden der Überlieferung. „Ich hatte das Ziel erreicht“, sagte er auf das Wert zurückblickend im Jahre 1826, „wie ein Nachtwandler, der auf der Linne schreitet“.

Aber nicht darum allein soll der Name Niebuhr nicht ganz vergessen werden, sondern auch, und vielleicht mehr noch, um seiner Persönlichkeit willen, als Mensch, Patriot, Politiker. Gelehrtentum, Wissenschaft nahm doch nur einen kleinen Bruchteil seines tätigen Lebens ein. Das hat er selbst zwar immer als einen schmerzlichen Verlust, als Abirrung, ja als tragisches Mißgeschick empfunden, aber es ist die Frage, ob seine gelehrten Schriften an Gehalt nicht gerade dadurch gewonnen haben, daß er sich ihnen nicht ausschließlich widmen durfte. Abgesehen aber davon bewährte er sich im praktischen Leben überall so, daß er verdient, immer als ein Vorbild für handelnde Männer aufgestellt zu werden. Vor allem deshalb, weil er seinen Amts- und Tagespflichten immer einen höheren, auf das Wohl der Gesamtheit gerichteten Bezug zu geben mußte. So wenn er im preussischen Finanzdienst in erster Linie dem Beruf, den er in sich fühlt, „die Not des armen Volkes zu mildern“, nachleben will, „wenn auch das größte Übel keine Heilung zuläßt“. „Mein Wunsch und mein Plan geht dahin“, schreibt er von Königsberg im Dezember 1809 an seinen Vater, „die armen Staatsgläubiger, welche in der größten Not sind und seit Jahren keinen Zins erhalten haben, zu retten, ohne daß dem Volk müßten neue Lasten auferlegt werden, die heiligsten Ansprüche von tausend Unglücklichen zu befriedigen, die Provinzialschulden mit einer großen Erleichterung des

armen Volkes zu regulieren, die Grundeigentümer zu retten“ usw. Er ging nicht bloß darum als preussischer Gesandter nach Rom, weil ihm diese Stadt wegen seiner Studien zu kennen wichtig, ja notwendig war, sondern auch weil er in den bevorstehenden Unterhandlungen mit dem römischen Stuhl für den kirchlichen Frieden in den neugewonnenen katholischen Landesteilen wirken zu können hoffte. Und nicht zuletzt kann er uns allen zum Vorbild darin dienen, wie willig er sich noch als älterer Mann von den Zuständen und Tatsachen belehren ließ, auch wenn sie in sein politisches Glaubensbekenntnis nicht paßten. Er war, was wir heute konservativ nennen, aber dies hinderte ihn nicht zuzugeben, daß die Napoleonische Gewalt Herrschaft für den verrotteten Kirchenstaat ein Segen war, daß die neuen süddeutschen Verfassungen nicht gut an die früher bestehenden historischen Institutionen hätten anknüpfen können, weil die öffentliche Meinung allzusehr dagegen war, daß es für die Bewohner der ehemaligen geistlichen Fürstentümer am Rhein ein Segen war, einem großen Staat einberleibt worden zu sein. Der neuen Blüte ihrer Städte konnte sich sein scharfes Auge nicht verschließen, obwohl vorher seine Sympathie bei den zerstörten alten Kleinstaaten war. Die französische Revolution war ihm von Jugend auf als die Quelle alles Unheils, an dem die Zeit litt, erschienen, aber als er ein Jahr vor seinem Tod Mirabeaus Schriften wieder las, schlug sein Herz „so laut für den Dämonischen, den Gewaltigsten unter allen“, deren Lebenszeit die seinige berührt hatte, daß er sich um einen Abguß von Goudons Büste des Revolutionshelden bemühte, um sie in seinem Studierzimmer immer vor sich zu haben.

Von allen diesen Seiten lernt man ihn in seinen zahlreichen Briefen kennen. Diese sind schon vor mehr als siebenzig Jahren in drei Bänden erschienen. Eine Auswahl neu herauszugeben wäre ein sehr verdienstliches Unternehmen. Sollte heute, wo durch Neudrucke so viele alte Bücher, die besser verschollen blieben, zu einem zweiten Leben heraufgerufen werden, sich nicht ein Verleger finden, der es damit wagen wollte?

Dr. Eugen Euglia-Wien

Philosophie

In seinem feinsinnigen Aufsatz über **Rudolf Eucken** (im August-Heft des Jahres 1908 dieser Zeitschrift) konnte Prof. P. Meinhold schon davon sprechen, daß sich an den Namen R. Eucken eine ganze, große Literatur anschließt. Diese hat sich inzwischen nicht unbedeutend vermehrt. Kurt Kesseler, dem wir bereits eine kleine Schrift über „Die Lösung der Widersprüche des Daseins durch Kant und Eucken in ihrer religiösen Bedeutung“ (1909) verdanken, hat seine Eucken-Studien zu einem wertvollen Buche zusammengefaßt, das er „**Rudolf Euckens Werk**“ betitelt (Kreuschmer, Buzslau, 1911, 131 S., 2,50 M.) und in dem mit Recht besonders Euckens geschichtliche und geschichtsphilosophische Einsichten und seine kritischen Leistungen in den Vordergrund gerückt sind, da sich ja erst auf dem Grunde dieser Einsichten Euckens eigene tiefgehende systematische Überzeugung erheben kann. Kann Kesselers Buch als erste Einführung in das Denken und Schaffen des Jeneser Philosophen gute Dienste leisten, so wird man doch vor allem das Bedürfnis empfinden, wenigstens eine der Euckenschen Schriften selbst im ganzen zu lesen. Dazu dürfte sich vor allem eignen das jetzt bereits in dritter Auflage vorliegende Werk: „**Der Sinn und Wert des Lebens**“ mit einem Porträt. Quelle u. Meyer. Leipzig, 1911. 190 S. 3,60 M., dem das für eine philosophische Arbeit sehr seltene Schicksal beschieden ist, das erste Zehntausend des Absatzes in wenigen Jahren erreicht zu haben. Es spricht diese Tatsache dafür, daß heute doch in der Philosophie wieder der erfrischende Hauch eines echten Idealismus weht, daß wir über den bloßen Naturalismus und Materialismus hinaus sind. Es ist nicht Euckens Art, seine Darlegungen mit dem Entwurfe eines Bildes der Welt um uns zu beginnen, um von da aus Aufklärung über das Leben zu suchen, sondern er sucht das Leben bei sich selbst zu fassen und aus sich selbst zu verstehen, er verfolgt es in seiner eigenen Bewegung und gelangt so schließlich zu einem Gesamtbilde, das zugleich eine Aufklärung über den Sinn und Wert des Ganzen bringt. Den Inhalt des Lebens gestaltet zunächst die Tatsache

eigentlich, daß es nicht eine naturgegebene Bahn nur einfach weiterverfolgt, sondern daß es seine Hauptrichtung erst zu suchen, eine Grundlage sich erst zu sichern hat: es ist ein Kämpfen um sich selbst. Das Verhältnis zur Natur, das den Menschen zunächst ganz einnimmt, genügt ihm nicht für die Dauer, das Neue aber, zu dem es ihn drängt, ist nicht ein bloßes Mehr, sondern etwas wesentlich Anderes, das sich nur durch ein Abbrechen und Umkehren erreichen läßt. Verläuft zunächst unser Leben in lauter einzelnen Berührungen mit der Umgebung, so erfolgt nunmehr eine Wendung zu einem Erfassen der Welt von innen her und damit zugleich ein Erleben im ganzen; das eben ist es, was wir Geistesleben nennen. Dieses Geistesleben kann aber unmöglich eine Eigenschaft des bloßen Menschen sein, d. h. insofern er in den Naturzusammenhang einbezogen ist, es muß diesem gegenüber eine Selbständigkeit besitzen. So wirkt denn das Geistesleben als selbstständige und überlegene Macht in uns, und indem es doch auch zugleich zu unserem eigenen Leben, zu unserem eigentlichen Wesen werden kann, ist es dasjenige, was vornehmlich über den Charakter unseres Lebens entscheidet. Geistesleben ist eben Wirklichkeit bilden und damit allererst wahrhaftiges Leben. Denn nur indem das Leben sich in sich selbst vertieft und von einem tragenden Grunde her alle Mannigfaltigkeit der Betätigung umspannt, kann es auf sich selber stehen, im eigenen Bereich ein Sein entwickeln und sich so seine Welt erzeugen. In diese Bewegung aber mündet alle Verzweigung der Tätigkeit im Guten, Wahren und Schönen ein, überall gilt es, über die Leere bloß-subjektiver Erregung und auch über die Außerlichkeit aller sich ablösenden Leistung hinauszukommen und einen Punkt zu erreichen, wo das Leben zur Selbstentfaltung wird und damit einen Inhalt erzeugt. Einer solchen Selbstbetätigung wird eine Freudigkeit innewohnen, die alles gewöhnliche Glück weit übersteigt. So fehlt es an einem allumfassenden Ziel unserem Leben wahrlich nicht. — Dies einige Grundgedanken aus dem erwähnten glänzend geschriebenen Buche, dem Eucken vor einigen Monaten eine Schrift hat folgen lassen: „**Können wir noch Christen sein?**“ Veit u. Co., Leipzig 1911.

236 S., die gerade in der Gegenwart mit ihren religiösen Kämpfen besonders willkommen heißen werden wird, da hier ein Philosoph sein freimütiges Glaubensbekenntnis ausspricht, der rein für die Sache, nicht aber für irgendeine Partei sichts. Erucken will die Religion weder konfessionell binden, noch stimmt er der heute so beliebten Verflüchtigung zu subjektivem Pathos zu, vielmehr zeigt er einen dritten Weg. Die Gegenwart mit ihrer moralischen Schlawheit bedarf dringend der Aufrüttelung und Regeneration durch die moralische Energie des Christentums; denn in ihm schlummern unermessliche Kräfte und es haben sich diese noch keineswegs ausgelebt, sondern sind noch immer in ständiger, wieder hervorzubrechender und mit elementarer Gewalt das menschliche Leben in neue Bahnen zu treiben. Die Verührung von Göttlichem und Menschlichem erzeugt dämonische Mächte, die unwälzend und erneuernd, aber auch zerstörend und verheerend wirken können; sie zu mäßigen und in fruchtbare Arbeit überzuleiten, ist eine Hauptaufgabe der religiösen Gemeinschaft. Aber freilich kann, ja muß im Laufe der Zeit die besondere Fassung zur Verengung und Erstarrung werden; dann gilt es, von ihr an die Urkraft zu appellieren und sie zu neuem Schaffen aufzurufen, so gewiß eine große Weltreligion nicht ein abgeschlossenes Faktum, sondern eine weltdurchdringende Bewegung bildet. Das aber ist die Lage in der Gegenwart. Demnach ist die Frage des Titels dahin zu beantworten, daß wir Christen nicht nur sein können, sondern sein müssen. Aber wir können es nur, wenn das Christentum als eine noch mitten im Fluß befindliche weltgeschichtliche Bewegung anerkannt und wenn es, auferüttelt aus der kirchlichen Erstarrung, auf eine breitere Grundlage gestellt wird. Hier liegt demnach die Aufgabe der Zeit und die Hoffnung der Zukunft.

Dr. Buchenau=Charlottenburg

Erziehungsfragen

Die Erziehung zum Rhythmus. „Erziehung zum Rhythmus“ ist das allgemeine Ziel der Bildungsanstalt Jaques=Dalcroze, die im Jahre 1910 von Genf nach Dresden verlegt worden ist und dort in der Garten-

stadt Sellaerau dank der tatkräftigen Unterstützung der Brüder Wolf und Harald Dohrn sich hat ein Heim erbauen können, das in seiner Zweck- und Ausdrucksgestaltung einzigartig genannt zu werden verdient. Aber das erste Unterrichtsjahr auf deutschem Boden berichtet ein Jahrbuch, das bei Diederichs in Jena erschienen ist. *) Dieses Jahrbuch wächst aber weit über den Rahmen eines Schulberichtes hinaus und gibt in Aufsätzen von Dr. W. Dohrn, Adolphe Appia und Jaques=Dalcroze selber nicht nur Aufschluß über den Ursprung und die Entwicklung der rhythmischen Gymnastik, sondern auch über die Grundgedanken, auf denen die Erziehung zum Rhythmus sich aufbaut, und über die Erwartungen, die ihr Schöpfer an sie knüpft.

Dalcroze ist Musiker und kam von der Musik her zur rhythmischen Gymnastik. Um bei seinen Schülern die Fähigkeit, den musikalischen Rhythmus zu empfinden, auszubilden, ließ er sie den Rhythmus mit körperlichen Bewegungen, zunächst der Arme und Beine, begleiten, er lehrte sie, den musikalischen Rhythmus „körperlich“ zu empfinden.

Das zusammen, die Synthese von Musik oder besser von Rhythmus und Körperbewegung, macht Dalcroze nun zur Grundlage eines ganzen Erziehungssystems und erwartet von ihm nicht nur für die Musik und die Gymnastik, sondern auch für die Willenserziehung und die Erziehung zur Persönlichkeit sehr viel, ich möchte fast vermuten, zuviel.

In der Tat liefert die rhythmische Gymnastik für die Musik nicht zu unterschätzende Werte. Sie arbeitet nicht nur der „Arhythmie“ unseres Zeitalters im allgemeinen entgegen, von der Dalcroze häufig spricht; sondern dadurch, daß sie den Rhythmus auf Körperbewegung stützt, ihn körperlich durch das Individuum selbst darstellen und empfinden läßt, hat sie für die Erziehung des rhythmischen Sinnes im Individuum ein Hilfsmittel entdeckt und planmäßig verwertet, dessen Wichtigkeit durch die erzielten Resultate illustriert wird: Kinder, deren rhythmischer Sinn sich

*) „Der Rhythmus.“ Ein Jahrbuch. Herausgegeben von der Bildungsanstalt Jaques=Dalcroze, Dresden=Sellaerau. I. Bd. Jena, Diederichs, 1911. Preis 1,50 M.

erst verhältnismäßig spät entwickelt, gelangen zur Wiedergabe, ja sogar zur unsymmetrischen Wiedergabe schwieriger Rhythmen. Man hat mir gesagt, daß auch das absolute Gehör durch die rhythmische Schulung eine bemerkenswerte Ausbildung erfahre.

Dennoch muß darauf hingewiesen werden, daß es vor allem die formalen Elemente der Musik sind, die hier ihre Schulung, man möchte beinahe sagen, einen gewissen Drill erhalten. Es erscheint uns schwierig, die Dalcrozesche Methode an den Gehalt der Musik heranzuführen.

Ferner hat Dalcroze recht, wenn er betont, daß durch die Übung in der Darstellung von Rhythmen durch Körperbewegungen das Individuum zur bewußten, willensmäßigen Herrschaft über seine Körperbewegungen gelangt, daß instinktive, unbewußte Muskelinnervationen dadurch in den Dienst des bewußten persönlichen Willens gestellt werden. Das wäre dann der Vorteil, den die Gymnastik als solche von der rhythmischen Gymnastik ziehen könnte. Aber diese bewußte, willenskräftige Herrschaft über den Körper erzielt die Gymnastik überhaupt, ihre rhythmische Schwester bringt ihr also nichts wesentlich Neues. Dagegen findet die rhythmische Gymnastik auf Grund ihres rein formalen Charakters nur schwer wieder den Anschluß an den anatomischen und hygienischen Gehalt der eigentlichen Gymnastik und gerät in Gefahr, ein rhythmisches Ergerzieren zu werden.

Allerdings sucht Dalcroze der rhythmischen Gymnastik einen Gehalt zu geben, indem er die rhythmisch ausgeführte Körperbewegung zur Ausdrucksbewegung auszugestalten sucht, und zwar nicht nur in der Weise, daß aus ihr allein der Rhythmus spricht, daß sie rein plastische Darstellung des Rhythmus wäre, sondern er legt auch weiterreichende Gefühlskomplexe rein menschlichen Gehalts, wie Enttäuschung, Schmerz, Beschämung, Neugierde usw. der Körperbewegung zugrunde.^{*)} Er will gewissermaßen rhythmische Ausdruckstypen schaffen. Eine Station auf dem Wege, den Dalcroze hier einschlägt, ist der rhyth-

misch ausdrucksvolle Tanz, das Endziel die Begründung eines neuartigen Theaters, auf dem die Bewegungen des Schauspielers bis ins kleinste rhythmische Ausdrucksbewegungen sind, die in dem rhythmisch erzeugten Zuschauer einen Widerhall wecken, der uns arhythmischen Menschen noch unerhört erscheint. Auch dieser Gedankengang läßt sich schlecht widerlegen, um so mehr, als es erst Sache der Zukunft sein wird, seine Richtigkeit zu beweisen. Hinweisen darf man aber auch hier darauf, daß die mitreißende Gewalt der Ausdrucksbewegung nicht in ihrer rhythmischen Form liegt, sondern vor allem in ihrem menschlichen und persönlichen Gehalt und in der Art, wie er in der Bewegung zum Ausdruck kommt. Auch hier liefert die rhythmische Erziehung nur die Form.

Und auf diese durchaus formale Natur der rhythmischen Erziehung muß man auch wieder hinweisen, wenn es sich darum handelt, ihre Ansprüche zu beurteilen, als eine Erziehung zur Persönlichkeit, als Willenserziehung, gewertet zu werden. Es ist unbestreitbar, daß durch die Übung darin, Rhythmen durch Körperbewegungen spontan zu realisieren, eine Willensübung, eine Übung in der Exaktheit, der Planmäßigkeit und Spontanität der Willensinnervationen erzielt wird. Aber auch diese Übung ist eine reine formale, sie gibt keine Gewähr für die Betätigung des Willens, vor allem für die Richtung des Willens, die dieser bei der Betätigung an praktischen Gegenständen, bei der Beschäftigung mit praktischen Werten einschlagen wird. Die Willensleistung erfährt durch Rhythmisierung nur eine quantitative, keine qualitative Förderung. Deshalb ist es verfehlt, daß Dr. Wolf Dohren in dem einleitenden Aufsatze des Jahrbuches von Büchners „Arbeit und Rhythmus“ sich Beweise für die bildende Kraft der rhythmischen Erziehung zu holen sucht.

Die Erziehung zur Persönlichkeit muß auch eine einheitliche und ständige Richtung des Willens auf gewisse inhaltliche Werte des menschlichen Lebens zu erwirken streben; denn das Wesen der Persönlichkeit besteht in einem solchen einheitlichen Willensstonus. Die rhythmische Erziehung dagegen beeinflusst auf Grund ihres rein formalen Charakters einzig die Form der Willensäußerung, sie übt

^{*)} Vgl. Methode Jaques-Dalcroze, I. Teil, „Rhythmische Gymnastik.“ Paris, Neuchâtel, Leipzig. S. 264 f., S. 268 ff.

keinen Einfluß auf ihren Inhalt, ihre Richtung aus.

Daher ist die Verknüpfung der rhythmischen Erziehung mit inhaltlichen, echten Persönlichkeitswerten das Problem, das die Vertreter der rhythmischen Erziehung jetzt in erster Reihe zu lösen haben werden.

Dr. W. Warstat-Altona

Flugwesen

Flugmotorindustrie und Heeresverwaltung. Zu den interessantesten Erscheinungen auf dem Gebiete des Flugwesens gehört der Vergleich der Leistungsfähigkeit zwischen deutscher und französischer Motorenindustrie.

Den französischen Motorfabriken für Automobile kann man den Nachteil nicht absprechen, daß sie für Länder mit weniger entwickelter Straßenkultur, als sie Frankreich aufweist, zu empfindlich sind. Der deutsche Automobilmotor fiel von vornherein etwas schwerer und widerstandsfähiger aus. Die Prinz-Heinrich-Automobilfahrten wirkten ständig auf Erhöhung der Sicherheit im Betriebe hin. So kam es, daß sich die deutsche Automobilmotorindustrie schnell einen beträchtlichen Teil des Weltmarktes eroberte.

Aber gerade in diese Zeit fiel die erste Entwicklung der Flugapparate, und hierfür war der feiner und leichter gearbeitete französische Automobilmotor geeigneter als der deutsche. Während sich nun die französischen Fabriken in den Jahren 1907 bis 1911 mit Eifer der Vervollkommnung des Flugzeugmotors widmeten, wollte die mit Bestellungen für Automobilmotoren noch reichlich versorgte deutsche Motorenindustrie von einem Spezialmotor für Luftfahrzeuge noch nicht allzubiel wissen.

Es wäre nun Aufgabe der berufenen Behörden gewesen, die Industrie sachgemäß zu ermuntern. Das geschah aber nicht, und konnte nicht geschehen, da sich einige maßgebende militärische Luftfahrerkreise auf den Standpunkt stellten, daß man die Entwicklung der Flugzeuge getrost dem Auslande überlassen könne, weil sie doch nicht viel mehr Wert hätten, als etwa Akrobatenkunststücke. Die Entwicklung des Flugwesens hat diese Stellen gezwungen, ihre Ansichten in puncto Flugzeuge zu revidieren. Wenn also jetzt der

Motorenindustrie der Vorwurf gemacht werden soll, daß sie ihre Schuldigkeit nicht mit dem genügenden Weitblick getan habe, so muß man die Industrie mit der derzeitigen Lage des Weltmarktes entschuldigen und lieber selbst eingestehen, daß man die Industrie nicht rechtzeitig und weitblickend genug ermuntert hat.

Die Feststellung dieses Tatbestandes ist eine Forderung der Gerechtigkeit besonders deshalb, weil sich die Motorenindustrie aus Rücksicht auf die Heereslieferungen nicht recht gegen eine andere Auslegung wehren kann. Aus gleicher Rücksicht kann sie auch nicht zur Sprache bringen, daß sie unter einem Druck seufzt, welchen die Verständnislosigkeit der berufenen Behörden für das kaufmännische Wesen hervorgebracht hat.

Zum Beweise sei folgendes angeführt: Im Herbst 1910 schrieb die französische Heeresverwaltung einen Wettbewerb für Flugzeuge nebst Motoren zum Herbst 1911 aus und machte gleichzeitig die Bedingungen bekannt. Ein Jahr später, im Herbst 1911, schrieb die deutsche Heeresverwaltung einen Wettbewerb für Flugzeuge und Motoren zum Herbst 1912 aus, machte aber die Bedingungen nicht bekannt. Jetzt, im Monat Mai, steht endlich zu hoffen, daß die Bedingungen veröffentlicht werden. Während also die entwickeltere französische Industrie ein volles Jahr für die Vorbereitungen zum Wettbewerb Zeit hatte, kommen für die auf diesem Gebiete weniger fortgeschrittene deutsche Industrie höchstens vier Monate in Betracht.

Solche Dinge sind zu ernst, um übergangen zu werden; denn bisher kann man noch keinen deutschen nationalen Wettbewerb für Flugzeuge ausschreiben, ohne daß französische Motoren zugelassen werden müssen. Damit ist aber weder dem militärischen Flugwesen noch der späteren Konkurrenz auf dem Weltmarkte gedient. Die Preisauschreibung Seiner Majestät des Kaisers für den besten Flugmotor ist ein Beleg dafür, daß die berufenen Stellen bisher nicht weitsehend genug vorgegangen sind. Die Industrie braucht zu gesunder Entwicklung Stetigkeit. Sie muß auch einen ungefähren Überblick darüber haben, wie groß der Mindestbedarf im Laufe eines Jahres sein wird. Die Franzosen haben diesem Umstande dadurch Rechnung getragen, daß sie

unter Vermeidung jeglicher Geheimnisträumerei bei der Reorganisation ihres Luftfahrtwesens den Mindestbestand an militärischen Flugzeugen zahlenmäßig festgelegt haben. Gleichfalls wurde bekanntgegeben, daß kein Apparat mehr als ein Jahr auf die Feldbestände angerechnet werden darf. Damit ist die französische Industrie in die Lage versetzt, das Absatzgebiet zu beurteilen. Sie kann sich einen guten Stamm von Arbeitern erhalten und braucht nicht durch fortgesetzte Neueinstellungen von Personal und zeitweise Entlassungen die soziale Lage der Arbeiter zu beeinflussen.

Eine solche Berücksichtigung der über den Rahmen des Augenblicksbedarfs hinausgehenden Interessen fehlt bei uns noch gänzlich.

Hauptmann a. D. Hans Waldemar
von Herwarth = Berlin

Sprachliches

Über den Aufsatz „Von unserer lieben Muttersprache“ in Nr. 16 dieser Zeitschrift sind mir aus verschiedenen Orten Äußerungen zugegangen, die von der in unseren gebildeten Kreisen herrschenden Teilnahme an „deutschsprachlichen Dingen zeugen. Drei der Herren, die so freundlich waren, an mich zu schreiben, darunter ein Germanist von Fach, erklären sich mit der befürworteten maßvollen Zulassung von „Derfelbe“ durchaus einverstanden; einer von ihnen, ein philologisch hochgebildeter Mann, weist darauf hin, daß sich in den gesamten Denkmälern der altgriechischen Sprache kein Fall der unmittelbaren Wiederholung des nämlichen Wortes finde. Die Schreibweise „ieren“ wird von einem Herrn hauptsächlich aus sprachgeschichtlichen Gründen verteidigt. Meine anerkennenden Worte über Engels „deutsche Stilkunst“ haben einen Herrn veranlaßt, mir auf vierzehn Seiten eine Liste der Fehler mitzuteilen, die er in Engels Buch gefunden habe. Ein großer Teil seiner Bemerkungen, wenn auch nicht alle, scheint mir begründet zu sein. Sie sind meist formeller Art, zum Teil beziehen sie sich auf Schreib- und Druckversehen, die allerdings berichtigt werden sollten, zumal das Buch, wie der Kritiker hervorhebt, auch für den Gebrauch in

Schulen bestimmt ist. Eine nähere Besprechung dieser Zuschrift ist wegen ihres sehr ins Einzelne gehenden Inhalts und der Namenlosigkeit des Verfassers in diesen Blättern ausgeschlossen. Da auch ein anderer Herr sich mit einer Bemerkung gegen Engel gewendet hat, glaube ich meine Stellung zum Engelschen Buch in Kürze näher darlegen zu sollen. Es ist mir nicht entgangen, daß es an verschiedenen Ungenauigkeiten leidet, die indessen größtenteils nicht erheblich und bei dem Umfang des Stoffs und der außerordentlich großen Zahl der Zitate entschuldbar sind. Z. B. werden Nückeris bekannte Verse „Wenn die Rose selbst sich schmückt usw.“ Goethe zugeschrieben. Dieses Versehen wird auch von dem Herrn Kritiker gerügt, die folgenden nicht. Von Goethe wird angeführt „Entfagen sollst du, sollst entfagen“, wohl statt: Entbehren sollst du, sollst entbehren. S. 287 muß es statt „die schwer auszrottbare Furcht von uns deutschen Schreibern“ offenbar heißen: „Die Sucht“. Manche Sätze scheinen eine gewisse Flüchtigkeit zu verraten oder im Druck entstellt zu sein, so S. 238: „Für wie hohle Wortmacherei klingt uns der hohlgedunsene Satz in der Erklärung von 1889.“ S. 11: „Die Prosa unserer guten Schriftstellerinnen übertrifft den größten Teil der wissenschaftlichen Literatur.“ Erich Schmidt und Maximilian Harden — eine vom Verfasser beliebte Verschwisterung, gegen die viele Leser Bedenken haben dürften — scheinen mir die geübte Kritik nicht immer zu verdienen. Ich kann es nicht tadeln, wenn Harden für politische Wahlen das alte Wort „Küren“ gebraucht; es wäre ja erfreulich, wenn es gelänge, dieses Wort wieder zu beleben. (Auch die Franzosen unterscheiden ja *élire* und *choisir*, die Engländer *elect* und *choose*). Ungeachtet dieser Bemängelungen halte ich Engels Buch für ein verdienstliches Werk. Durch seinen reichen Inhalt und seine wohlthuende Frische und Lebendigkeit regt es zum Lesen und Nachdenken an und veranlaßt manchen, sich mit sprachlichen Fragen zu beschäftigen, der sonst weder Zeit noch Sinn dafür hat. Haape=Baden—Baden